

CORNELIA TRAVNICEK

**ICH ERZÄHLE
VON MEINEN BEINEN**

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

© 2026 Picus Verlag Ges.m.b.H.

Vor drei Wochen war morgens der Fluss durch unsere Tür hereingebrochen, als wollte er das Feuer löschen, das ich in der Nacht davor in der Küche entzündet hatte. Wie ein etwas zu behäbiger, chronisch verspäteter und auf entsetzliche Weise viel zu wohlmeinender Feuerwehrmann.

Heute sieht man von alldem nur noch Schlamm.

Feuer, Wasser, Erde.

Fehlt nur noch –

Luft.

Die Luft bin ich. Das vierte Element.

Sternzeichen Wassermann.

Nicht, dass ich mit Astrologie etwas anfangen könnte.

Hätte mich bis vor Kurzem noch jemand gefragt, ob mir bewusst ist, dass mir mein Leben jederzeit unter den Fingern zerbröseln könnte wie billiger Kunststoff nach jahrelanger Sonneneinstrahlung, hätte ich geantwortet: Ja. Natürlich. Ich bin mir dieses Umstandes in jeder Sekunde, in der ich nicht über etwas anderes nachdenke, schmerzhaft bewusst.

Manchmal noch schmerzhafter, habe ich mich eben über etwas gefreut.

Denn wünscht man, zumindest beschränkt auf sich, dass alles so bleibt, wie es eben ist, und hält sein Gesicht nur für einen Moment unachtsam entspannt in Richtung Sonne, nimmt das Leben meist bloß gerade Anlauf, um einem Arsch voran in dasselbe zu springen, in einer perfekt ausgeleuchteten Szene.

Auf diese Antwort hinauf hätte die fragende Person mich wahrscheinlich seltsam angesehen. Weil es jedoch kaum Personen gibt, die solche Fragen stellen, außer wenn sie gerade Zeuge eines lebensverändernden Unglücks waren, hat mich bis vor drei Wochen niemand gefragt.

Vor drei Wochen also bin ich Zeugin eines lebensverändernden Unglücks geworden. Meines lebensverändernden Unglücks.

Aber es fühlte sich anders an, als ich erwartet hatte.

Ich bin mir allerdings auch noch nicht sicher, ob ich das, was passiert ist, für mich überhaupt als Unglück einordnen kann. Aussprechen darf ich diesen Gedanken natürlich nicht.

Aussprechen darf ich das niemals. Nicht einmal vor meinem eigenen Mann. Der würde mich zu Recht fragen, ob ich wahnsinnig geworden bin.

Jetzt endgültig wahnsinnig.

Alle anderen würden nichts fragen, sondern bloß ihre Schlüsse ziehen.

Also schweige ich und sie umarmen mich, wenn sie mich sehen, und ich lasse es geschehen. Verwandte, Freunde, sogar die Nachbarn. Danach halten sie mich an den Schultern auf Armlänge von sich weg und lächeln mich an. »Wie geht's dir mit alledem?«, fragen sie dann. Und ich kann meine Schultern nicht heben, weil sie von den fremden Händen so schwer sind und darum antworte ich bloß: »Es ist alles ein bisschen viel.«

We're all water.

YOKO ONO

In zehn oder zwanzig Jahren werden andere sich an jetzt
erinnern und die Reihenfolge durcheinanderbringen:
Das Jahr, in dem das Hochwasser kam und Walburga
ihren Zusammenbruch hatte.

Nicht umgekehrt.

Und sie haben recht. Denn: Sollte eine einen
Nervenzusammenbruch haben, bevor ein Dammbruch
ihr Haus zerstört oder danach?

Danach – ganz klar, nicht wahr?

Vor einigen Monaten saß ich gemeinsam mit Vallie bei der Psychiaterin Schrägstrich Psychotherapeutin.

»Und, wie geht es dir mit den Medikamenten?«

Die Psychiaterin sah mein Kind direkt an. Es reagierte nicht. Mein Blick suchte nach Halt an den nackten Wänden. Es gab keine Dekoration.

»Wie fühlst du dich? Fällt dir etwas auf?«

Ich sah die Dragees vor mir, die ich Vallie jeden Morgen in die Handfläche legte. Vor dem Fenster stachen die Spitzen des verwitterten Lattenzauns in den Himmel, der so den Innenhof in zwei Hälften teilte, beidseits daran brav aufgereiht die verschiedenfarbigen Deckel der Mülltonnen darin.

»Irgendwelche Nebenwirkungen?« Der Blick der Ärztin fing den meinen.

Bevor ich antworten konnte, sagte mein Kind doch: »Nein.«

Die Couch, der Sitzwürfel, das Tischchen, der Schreibtisch der Psychiaterin, alles war weiß. Sie selbst ganz in Schwarz dahinter.

»Na ja«, warf ich ein: »Albträume vielleicht?«

»Um welche Uhrzeit nimmt sie denn das Medikament?«

Die Psychiaterin hatte den Stift bereits auf das Papier gedrückt, um sich eine Notiz zu machen.

»Macht das einen Unterschied?«, fragte ich.

Da hob sie den Stift wieder an.

»Albträume sind ein bekannter Nebeneffekt bei abendlicher Einnahme. Aber warum jemand das Medikament abends einnehmen möchte, verstehe ich ohnehin nicht, denn so hat man im Grunde nichts von der Wirkung. Außer sehr intensive

Albträume eben.« Sie gab ein Geräusch zwischen Kichern und Hüsteln von sich, setzte sich aufrechter hin, stellte kurz beide Beine auf den Boden, bevor sie diese wieder überschlug.

»Ah. Ach so? Das wusste ich nicht. Ich dachte, es geht nur darum, den einmal erreichten Pegel zu halten? Ja, vielleicht nehmen wir es zu spät, manchmal. Wenn wir vorher vergessen hatten.« Wir. Der parentale Plural. Mein Kind und ich, mein Kind unter meiner Aufsicht, ich für mein Kind, niemand für mich. Ich lachte ein entschuldigendes Lachen.

Die Psychiaterin nickte und schrieb. Ich versuchte ebenfalls, mich aufrechter hinzusetzen. Wie viele Eltern sie wohl bereits so vor sich gesehen hatte? Die Couch machte mir eine gerade Haltung unmöglich. Ich hätte den Sitzwürfel wählen sollen – oder auch nicht. Auf so einem Stück Verlegenheitsmobiliar war doch mit ziemlicher Sicherheit auch noch nie jemand würdevoller gesessen.

Mein Kind hatte die Hände unter den Kniekehlen eingehängt und schaukelte genau an der Kante der Sitzfläche der Couch leicht vor und zurück. Augen offen. Blick nach innen gerichtet.

Wie viele Eltern, die vor mir in diesem Raum waren, haben die Entscheidung, ihren Nachwuchs zu medikamentieren, leichter getroffen als ich? Und wie viele nicht?

»Übelkeit? Ist das auch eine bekannte Nebenwirkung?«, fragte ich.

»Durchaus.« Die Ärztin verfiel in einen dozierenden Tonfall. »Man könnte versuchen, die Dosis auf zwei Tabletten aufzuteilen, mit etwas zeitversetzter Einnahme, das soll helfen. Ob die Wirkung dann allerdings noch im gleichen Maße gegeben ist, kann ich nicht sagen. Wir können auch nur davon ausgehen, was unsere Patienten erzählen.«

Ich nickte.

Beim Verlassen des Raumes ließ ich Vallie den Vortritt, und als ich noch einmal in jede Tasche griff, um zu kontrollieren, ob ich alles eingepackt und nichts vergessen hatte, meinte die Psychiaterin noch zu mir: »Sie können stolz auf sich sein. Es braucht eine ordentliche Portion Mut, diesen Schritt zu gehen.«

Oder Leichtfertigkeit, dachte ich.

Und nicht immer lassen sich diese beiden unterscheiden.

Im Rückblick scheinen es die eher unauffälligen Tage
zu sein, an denen sich im Leben etwas dreht – und erst
durch die Drehung gewinnen diese Tage nachträglich an
Bedeutung.
Wie als ich im letzten Jahr der Grundschule etwas in
Vallies Schultasche gesucht und etwas ganz anderes
gefunden hatte.

Damals wühlte ich wieder einmal in Vallies Schultasche und suchte das Sachunterrichtsheft. Es zeigte sich nicht. Die Seiten ihres Mathematikbuchs waren hart und wellig – da war einmal ihr Trinkbecher auf dem Weg in die Schule ausgelaufen, nachdem ich ihn wohl morgens nicht richtig verschlossen hatte.

Vallie kugelte auf dem Boden herum, als wäre sie vom Sofa gefallen und einfach immer weiter gerollt.

»Stell dir vor, Mama, in unserem Darm wohnen Bakterien, wie im Käse! Und die pupsen!«

»Im Käse oder im Darm?«

»Im Käse und im Darm!«

»Aha«, machte ich und bemühte mich zuzuhören, während ich eine Handvoll Spitzer-Abfall vom Boden der Schultasche zusammenkratzte und in den Restmülleimer beförderte.

»Das heißt, eigentlich pupse gar nicht ich! Ein Pups von mir sind nur viele kleine Bakterienpupse, die alle auf einmal rauskommen!«

Ob das stimmte? So genau wusste ich das gar nicht.

»Muss ich mich dann trotzdem entschuldigen, wenn ich pupse? Sollten sich nicht die Bakterien entschuldigen?«

»Das ist ja lustig«, sagte ich. »Wo hast du denn das gelernt?«

»Das steht in meinem neuen Heft!«

Ah, dieses Kinder-Wissenschaftsheft, das Vallies Opa für sie abonniert hatte. Eine durchaus verlässliche Quelle. Ich wollte sie lieber später trotzdem noch einmal überprüfen, die Meta-Pups-Theorie.

»Vallie, sag mal, wo sind denn deine Sachunterrichts-Sachen?«

Sie ignorierte meine Frage und sprach mehr mit sich selbst.

»Und in den Käse pupsen sie die Löcher rein!«

Dabei musste sie lachen und warf sich halb auf die Couch.

»Vallie, komm, du hast übermorgen einen Test, wir müssen noch lernen!«

»Ich will nicht!« Ihr Tonfall wurde widerständig. Mit einem Mal bestand ihr neunjähriger Körper dort auf der Stoffbank aus Kaugummi. Sie klebte fest und zerfloss gleichzeitig, sie war weich und doch schwierig zu entfernen.

»Komm, nur eine halbe Stunde wenigstens.«

»Ich bin schon zu müde!«

Ich musste die Augen für einen Moment schließen. Warum fühlte es sich so an, als müsste ich alleine mit meinen Gehirnzellen einen widerwilligen Kinderkörper stemmen.

»Wenn du vor dem Abendessen mit mir gelernt hättest, wärest du jetzt nicht müde.«

Endlich fand ich das Heft. Dort, wo ich schon viermal nachgesehen hatte, steckte es zwischen Deutschmappe und Lesebuch.

Vallie vergrub das Gesicht in einem Zierkissen, als ich mich zu ihr setzte. Ich schlug das Heft auf und ein zusammengefallener Zettel fiel heraus. Sicher etwas, das sie noch nicht eingeklebt hatte. Ich legte den Zettel zur Seite.

»Wo sollen wir anfangen? Stockwerke des Waldes? Oder mit den Maßstäben?«

»Maßstäbe sind doof.«

»Schau mal, das VW-Bus-Modell im Regal dort.« Meine Stimme wurde ganz weich. »Wir könnten ausrechnen, in welchem Maßstab das ist. Wo ist denn dein Lineal?«

Vallie schnaubte.

»Oder die Tierfiguren hier, die von Schleich. Ist dir schon einmal aufgefallen, dass die alle von der Größe her überhaupt

nicht zusammenpassen? Alle in einem unterschiedlichen Maßstab! Soll ich dir das erklären? Sonst wäre entweder der Elefant supergroß und schwer oder die Spinne zu klein, um damit zu spielen. Die könntest du nur mehr unter der Lupe sehen.«

»Oder unter dem Mikroskop!«, rief Vallie strahlend aus.

Endlich, ich hatte sie.

»Was sollen wir denn zuerst abmessen?«

Während sie schon ihr Lineal an eine Meeresschildkröte hielt und der Ernst ihr die Stirn zerfurchte, griff ich nach dem herausgefallenen losen Blatt und faltete es auf:

Ein Brief von der Direktorin der Schule.

»Kannst du bitte heute die Küche machen?«, fragte ich Matthias später, während ich Vallies Hefte wieder in ihre Schultasche steckte. »Um die Wäsche kümmerge ich mich.«

»Das hast du gut gemacht, das mit den Maßstäben«, meinte er.

»Ja, das hat sie genau zwei Tiere lang interessiert ...«

Ich seufzte. »Und diese Stockwerke des Waldes, die waren schon wieder uninteressant. Weißt du, ich glaube, manchmal gibt sie mir absichtlich falsche Antworten. Als würden wir dann schneller aufhören! Sie hat gesagt, die Eulen wohnen in der Krautschicht! Das Kind weiß, seit sie drei ist, wo Eulen wohnen! «

»Vielleicht ist das das Problem«, gab Matthias zurück.

»Wie meinst du?«

»Du fragst sie etwas, das sie seit Jahren weiß. Natürlich macht das keinen Spaß. Oder sie hat es wieder vergessen. Um fair zu sein: Es gibt durchaus Eulen, die nicht oben auf Bäumen wohnen.«

»Wenn sie es schon weiß, dann kann sie es ja einfach einmal aufzählen und gut. Dann brauchen wir nicht mehr üben. Und

so etwas vergisst man doch nicht, das ist verknüpftes Wissen.«
Wieder seufzte ich und schüttelte den Kopf.

»Sie wird schon wieder eine Eins schreiben, sie hat noch immer eine Eins im Sachunterrichtstest geschrieben. Und wen kümmern später einmal schon diese Noten, Wally?«

Da waren wir seit über fünfzehn Jahren zusammen und immer noch kam es mir seltsam vor, wenn mein Mann mich beim Namen nannte. Meistens war ich Schatz. Seit Valerie da war, war ich noch seltener Wally als zuvor – weil sie das anfangs so verwirrt hatte, dass wir quasi gleich heißen. Auch wenn ich ihr erklärt habe, dass Mama Walburga heißt, nicht Valerie, und es darum ein anderes Wally ist, nicht Vallie.

Ist das nicht unpraktisch, dass ihr den gleichen Namen habt, werde ich immer wieder gefragt – als hätten nicht Generationen von Söhnen die Namen ihrer Väter geerbt.

»Ja, sie hat eine Eins geschrieben, weil wir jedes Mal mit ihr gelernt haben!«, antwortete ich. »Mühsamst gelernt! Wenn sie sich dabei nicht immer so ziehen würde, weißt du, was ich meine?«

Matthias lachte. »Ja, wie Kaugummi!«

Da fiel mir der Zettel wieder ein: »Die Direktorin hat uns endlich den Brief geschickt. Mit der Empfehlung für die Testung.«

»Du kennst meine Meinung.« Matthias schüttelte den Kopf, als wollte er verhindern, dass meine Ideen sich darin festsetzen konnten. »Vielleicht ist in einer anderen Schule mit einer anderen Lehrerin alles auch wieder ganz anders.«

»Apropos andere Schule, die Einschreibtermine für die drei Gymnasien habe ich auch schon rausgesucht.«

»Wally, nicht jeder muss aufs Gymnasium gehen! Ich war auch nicht auf dem Gymnasium. Was ist mit der Mittelschule?«

»Aber unsere Tochter kann«, sagte ich.

»Ja, Vallie ist ein kluges Kind, sie wird überall zurechtkom-

men. Aber warum dir das mit dem Gymnasium so wichtig ist, das verstehe ich nicht«, sagte er. »Wo wir doch Probleme haben, jetzt schon.«

»Ich will nicht, dass sie zurechtkommt, also ich meine, dass sie bloß zurechtkommt – ich will, dass sie die besten Möglichkeiten hat, und ich will das genau aus dem Grund, weil sie eben ein kluges Kind ist!«

Matthias verdrehte die Augen über mich. Ich hob die Augenbrauen. Gleichberechtigung, ja, aber das Augenverdrehen hätten wir ihnen nicht erlauben müssen.

Man hätte darauf natürlich sagen können: Alle Eltern halten ihre eigenen Kinder für sehr klug. Bis auf Eltern, die ihre eigenen Kinder für ausgesprochen dumm halten und sie das auch meist oft genug wissen lassen.

Was ich noch nie gehört habe, ist, wie jemand mit Inbrunst behauptet: Also, mein Kind, das ist richtig durchschnittlich!

»Ich denke eben, dass das Gymnasium das Beste für sie ist«, bekräftigte ich noch einmal meinen Standpunkt.

»Ah, man kann doch nie wissen, was das Beste ist. Ich bleibe dabei: Wer weiß, vielleicht tut es ihr gut, mit ihren Freundinnen auf die Mittelschule zu gehen, vielleicht ist das genau das Richtige? Sie kann später immer noch jede andere Schule machen. Außerdem haben wir uns noch keine einzige Schule angeschaut. Können wir nicht einfach unsere Tochter entscheiden lassen, welche Schule ihr am besten gefällt?«

»Für eine Entscheidung müssen wir aber auch erst alle Optionen kennen! Nimmst du dir bitte die Termine dafür frei? Ich hab sie schon im Kalender stehen.« Ich sah mich suchend um.

»Wo ist eigentlich mein Handy?«

Vielleicht steckte es noch im Rucksack neben der Tür.

Ich ging hin und wühlte mich durch die verschiedenen Fächer wie ein Maulwurf im Frühjahr durch den Garten. Produzierte dabei einen kleinen Hügel an Aushub: Zusammengeknüllte Taschentücher, Rechnungszettel, die ich noch in die Ausgabenliste eintragen wollte, mein Handyladekabel, das wieder einmal seinen Stecker verloren hat, eine gebrauchte Holzgabel.

Matthias folgte mir.

»Nein, Wally, mal ehrlich: Warum ist dir die ganze Sache überhaupt so wichtig?«

»Weil ...«

Ich wollte sagen: Weil ich mich gefreut hätte, auf so eine Schule gehen zu können. Diese Chance zu bekommen. Weil mein Leben dann vielleicht anders verlaufen wäre. Weil ich mehr gekonnt hätte, hätte man mir nur eine Herausforderung gegeben. Vielleicht wäre ich zum Studieren ins Ausland gegangen, wie meine Freundin Birgit. Vielleicht hätte ich Astrophysik studiert oder Archäologie und hätte nicht nur diesen Bachelor in Kommunikationswissenschaften an der Fachhochschule gemacht, in derselben Stadt, in der ich schon die Oberstufe besucht hatte. Vielleicht wäre ich sogar Meeresbiologin geworden, trotz meiner Seekrankheit. Aber das sagte ich alles nicht. Denn hätte ich all das getan, dann wäre ich nicht ich. Ich wäre eine andere und es gäbe wahrscheinlich mich und Matthias nicht – und das war keine Option, die mir erstrebenswerter vorkam. Und auch weil Matthias antworten würde: Nein, hättest du nicht. Denn wenn du etwas davon wirklich gewollt hättest, hättest du es getan, so oder so.

Und vielleicht hatte er recht. Dennoch konnte ich mein Leben lang nicht aufhören, daran zu denken, dass mir all diese Möglichkeiten wahrscheinlich klarer vor Augen gestanden wä-

ren, wenn ich von anderen Menschen umgeben gewesen wäre, in einem anderen Umfeld. In diesem Leben hatte ich ja nicht einmal gewusst, dass ich es wollen hätte können. Nichts hatte mich mit der Nase darauf gestoßen.

»Und was, wenn sie es nicht schafft?«, wandte Matthias ein.

»Du weißt, das wird nicht schön, wenn das passiert.«

»Das schafft sie leicht«, erklärte ich, während ich schon wieder weiter darüber nachdachte, wo ich mein Handy gelassen hatte. Leicht schafft sie das. Wenn sie nur ein bisschen ist wie ich.

Die Miene gewordene Kritik in Matthias' Gesicht vertiefte sich.

Es gibt zwei Versionen dieser Geschichte. In der einen ist es Vallies Lehrerin, die die Testung wollte. In der anderen bin es ich.

Auf der Kommode im Schlafzimmer lag immer noch der neu angeschaffte Feuermelder, der musste endlich an die Decke. Ich setzte es in meinem Kopf auf die Liste für den nächsten freien Tag. Dafür mussten wir aber die schwere Bohrmaschine von Matthias' Bruder ausleihen, wegen der Betondecke. Daran war es bisher gescheitert. Vielleicht sollten wir uns endlich einen eigenen Schlagbohrer kaufen. Aber für die paar Schrauben, die wir in die Wand drehten – das wäre doch Verschwendung. Matthias fand außerdem, ein Rauchmelder in jedem Zimmer wäre eine Übertreibung. Das Haus war fünfzig Jahre ohne ausgekommen. Ich hielt dagegen, dass Rauchmelder nun Pflicht seien. Mathias saß schon im Bett und drückte auf seiner kleinen Konsole herum.

Das Computerspiel hörte sich fremd an für mich.

»Spielst du heute etwas anderes?«

»Willst du schon schlafen? Soll ich leiser drehen?«

»Nein, ich habe Ohrstöpsel.«

»Das ist ein neues Spiel. Das alte hatte ich schon ausgespielt.«

»Ich wusste gar nicht, dass das irgendjemand macht. Computerspiele wirklich zu Ende spielen. Hast du nicht gesagt, du räumst noch die Küche auf?«

»Mache ich morgen Früh. Das läuft ja nicht weg.«

»Wie du meinst.«

Hätte ich so etwas beschlossen, könnte ich nicht guten Gewissens Computer spielen. Vielleicht lag es also an mir. Vielleicht war ich einfach eine Perfektionistin. Das war ja auch der Grund, warum mich Videospiele mit Levels nicht packten. Ich wollte es perfekt spielen oder gar nicht: Alle Münzen mit-

nehmen, durch jeden Gang laufen, die volle Karte aufdecken. Jedes Extraleben leben.

Die Geräusche von Matthias' Spiel drangen durch meine Ohrstöpsel. Dazu hörte ich mein eigenes Blut rauschen.

Ich scrollte auf meinem Handy.

Was war das? Werbung für eine Pferdewanderung durch die Mongolei? So etwas hatte ich immer schon einmal machen wollen! Natürlich, das könnte ganz schön anstrengend sein, mit anderen Leuten in Zelten zu schlafen – überhaupt, eine Gruppenreise! Wo man sich nicht aussuchen konnte, wer mitkam. Aber eine Pferdewanderung durch die Mongolei, ich meine, wie oft hatte man die Gelegenheit ... wenn wir das als Familie ...?

»Matthiiiiiaas?«

»Nein.«

»Was heißt Nein?«

»Was auch immer du fragst – ich sage dazu Nein.«

»Aber du weißt doch noch gar nicht –«

»Ich kenne deinen Tonfall!«

»Jetzt hör mir doch einmal zu, ich hab da gerade etwas total Cooles gefunden: eine Pferdewanderung durch die Mongolei!«

»Ja, bitte, mach das gerne allein!«

»Wieso allein?«

»Wally, ich kann nicht reiten! Wie stellst du dir das vor!«

»Ach, die Pferde laufen sicher alle nur im Schritt hintereinander her.«

»Okay, pass auf. Das ist sicher sehr teuer. Und dauert wie lange? Zwei Wochen? Also etwas, das wir nicht einfach so machen. Und habe ich schon erwähnt, dass ich nicht reiten kann? Schreibe es in deinen Urlaubsträume-Ordner. Und wenn wir den nächsten Urlaub planen, sehen wir uns alles an

und entscheiden dann. Beziehungsweise siehst du dir alles an, recherchierst noch einmal drei Tage durchgehend und sagst mir danach, was wir machen.«

»Du kannst gerne auch einmal einen Urlaub planen!«

»Nein, danke. Dann bin ich schuld, wenn dir daran hundert Dinge nicht passen oder irgendetwas schiefgeht.«

Matthias' ideale Idee von Urlaub war eine Woche zu Hause zu sein und einfach nichts zu tun. Oder am ganz anderen Ende des Spektrums: ein Basketballcamp. Den ganzen Tag herumzurennen. Ein Strandurlaub oder Städtetrip? Nicht, wenn es sich vermeiden ließ.

Dass ich die Idee auf eine Liste schrieb, erledigte sie vorerst für mich. Aber ich hatte den Pferdeschweiß schon riechen können.

Matthias drehte doch die Konsole ab.

Kaum war er unter seiner Decke, zog er mich an sich heran. Mein Hintern passte angenehm an seine Hüften.

»Warum bist du überhaupt so spät nach Hause gekommen?«

»Ich war noch bei Birgit.«

»Und, wie geht es ihr?«

»Ich glaube, ganz gut, den Umständen entsprechend.«

»Wieso, ist etwas nicht in Ordnung?«

»Na ja, die Geburt eben und das Baby. Die erste Zeit danach.«

»Hm, ich erinnere mich...« Matthias gähnte und umarmte mich fester.

Ich fühlte, wie er hinter mir einschlief. Es gibt nichts Ärgerlicheres als Menschen, die sofort einschlafen, sobald sie den Mund halten und die Augen schließen. *Was bist du, schlafkrank? Ein Laptop? Klappe zu und Sleepmode?* Sein Arm wurde schwerer auf mir. Ich musste mich wegrehen, sonst würde ich noch am Körper von oben bis unten ganz kribbelig. Dass ich mich aus seiner

Umarmung wand, weckte ihn noch einmal halb. Er machte ein fragendes Geräusch, umarmte sein Kissen. Ich zog meine Decke fester um mich, jetzt, wo sie mir alleine gehörte. Ich gähnte.

Urlaub, den ich wirklich brauchen würde: eine Woche nur zum Schlafen.

Ich erinnere mich, hatte Matthias gesagt.

Ich nicht.

Ich weiß noch, in den zwei Wochen vor dem Geburtstermin war ich für mich selbst unerwartet ruhig.

Dachte mir, es könnte sogar noch länger dauern, dieses Schwangersein. Wollte mein Baby am liebsten im Bauch behalten, weil es dort sicher war.

Denke ich an die Babyzeit zurück, sind die meisten meiner Erinnerungen real existierende Bilder, von meinem Gedächtnis erneut abfotografiert. Ein paar Videos, die ich mir mit den Jahren wieder und wieder angesehen hatte. Wie ihr der Schnuller aus dem Mund ploppte und sie darüber bass erstaunt war. Wie sie hoch konzentriert mit ihrem Fäustchen im Kies am Spielplatz wühlte. Wie sie das erste Mal von mir zu ihm taumelte und wieder zurück. Wie Matthias sie zum Lachen brachte. Ich bin froh, dass es diese Fotos und die Videos gibt, sonst hätte ich das meiste vergessen.

Ihr erstes Wort nach *Mama* zum Beispiel. Ich glaube, man legt die Erinnerungsalben nicht für die Kinder an, sondern für sich selbst. Um sich zu sagen: *Schau, das ist passiert. Während du von Minute zu Minute überlebt hast, bloß existiert, ohne etwas in dein Langzeitgedächtnis zu übertragen.*

Und jetzt war sie schon elf.

Überhaupt vergeht die Zeit immer schneller.
Als müsste ich sie mit meinen eigenen Nerven messen:
Beides immer kürzer.

An Einschlafen war nicht zu denken gewesen.

Manchmal, wenn ich Valerie so aus einem bestimmten Winkel ansah, dachte ich mir: Das ist immer noch ihr Babygesicht. Genauso.

Ich hatte ein Foto, auf dem sie so aussieht, nur die Haare rahmten es anders. Vielleicht täuschte ich mich. Ich konnte mich ja nicht an ihr Aussehen erinnern. Nur an das Gefühl ihrer kleinen Hand, wie sie meinen Finger packte und das Geräusch ihres Schlafsacks, wenn sie nicht schlafen konnte und mit Armen und Beinen durch die Luft ruderte.

Vorsichtig ließ ich den Vorhang an ihrem Bett zurücksinken. Vallie atmete ganz ruhig und ich befürchtete, sie allein mit dem Gewicht meines Blickes zu wecken.

Als ich in ihrem Alter gewesen war, hatte ich immer ein Himmelbett haben wollen. Jetzt legte ich mich gerne in Vallies und genoss, wie ein fast durchsichtiges Stück Vorhang den freien Raum über der Matratze in gefühlte Sicherheit verwandeln konnte. Ein eigenes winziges Zimmer. Eine Sonderanfertigung für unter der Dachschräge. Der Kokon der nachtschlafenden Raupe.

Manche Leute meinen, der Zeitpunkt wäre schlecht gewesen, der Zeitpunkt für Vallies Diagnose.

Aber die Psychiaterin hatte mir erklärt: »Ich persönlich finde das eine sehr gute Zeit dafür. Vallie ist sehr klug – sie hätte unter Umständen auch noch weit bis ins Erwachsenenalter hinein undiagnostiziert bleiben können. Aber es ist sicher sehr anstrengend für sie. Sie müssen sich vorstellen, sie lebt, als würde sie einen Marathon in lauter Sprints laufen. Das ist schwierig – schwieriger, als konsistent ein passendes Tempo durchzuhalten. Die Sprints werden kürzer. Die Pausen länger. Und irgendwann überholen einen alle anderen, obwohl die immer langsamer gelaufen sind. Und diesen Stress und dieses Gefühl des Versagens, stellen Sie sich das vor! Das wollen Sie für Ihr Kind doch nicht. Eine Diagnose an sich – das ist doch nichts Schlechtes.«

»Oh ja, ich stelle es mir vor«, sagte ich.

Später, an der Tür, fügte sie noch an:

»Mit einer zu späten Diagnose, da werden alle Erinnerungen rückwirkend Ausstellungsstücke, komplett mit Beschilderung und Interpretationen. Wer will schon in einem Museum wohnen.« Sie zuckte ablehnend die Schultern. »Ich muss Ihnen übrigens sagen, dass ich beeindruckt bin, dass es Ihnen bei Vallie überhaupt aufgefallen ist. Sie haben wirklich ein Auge dafür.«

»Danke«, sagte ich.

In fünfzehn oder fünfundzwanzig Jahren werden andere sich an jetzt erinnern und sagen: Das war das Jahr, in dem Wally diesen Nervenzusammenbruch hatte, bloß weil sie Knoblauch-eier mit zum Sonnenwendfeuer gebracht hat, und in dem die Kleine von ihnen in der Schule Drogen verkauft hat. Und jemand wird fragen: War das nicht auch das gleiche Jahr, in dem ihr Haus dem Hochwasser zum Opfer fiel? Und der Erste wird antworten: Nein, ich glaube, das ist in einem anderen Jahr gewesen. Erinnert ihr euch, wie sie sich dabei haben filmen lassen, wie sie ihr kaputtes Haus zum ersten Mal sehen? Typisch Wally, in so eine Realityshow zu gehen.

Haben sicher abkassiert damit.

Momentan schlieÙe ich morgens die Hoteltür hinter mir und weiß, dass jemand anders das Bad wischen wird, die Toilette putzen, die Betten machen, den Boden saugen, das Zimmer lüften. Dass unten im Restaurant ein ganzes Buffet Frühstück auf mich und meine Familie wartet, wie von Zauberhand. Dass ich mein schmutziges Geschirr danach einfach auf einem Tablett abstellen kann, bevor ich in die Arbeit fahre. Und ich atme freier.

Mein Leben fühlt sich so viel überschaubarer an.

Irgendwann wird das wieder ein Ende haben.

Denk nicht dran.